

# Revolution auf dem Kornfeld

von Alfred Huggenberger

erschienen im «Thurgauer Jahrbuch» 1973

*(Rund hundert Jahre bevor bei uns der Mähdrescher einzog, der die Getreideemte und das Dreschen in einem raschen Arbeitsgang besorgt, verdrängte die Sense die Sichel, mit der man bis dahin das Getreide geschnitten hatte. Alfred Huggenberger hat jene Revolution auf dem Kornfeld als Knabe miterlebt. Seine Erzählung zeigt, wie sehr sich der Geist bei den Getreidebauern verändert hat.)*

Zu meiner Heimat führt ein Weg,  
Den keiner kennt, nur ich allein;  
Ich schreit' ihn oft in dunkler Nacht,  
Die Stille ist mein Ampelschein.

Durchs Kornfeld geht der schmale Pfad,  
Die Ähren streifen mein Gewand.  
«War's gestern?», fragt der Apfelbaum  
Und legt sein Gut mir in die Hand.

Das ist der sanfte Wiesengrund,  
Sein Märchenreich, der Erlenbach.  
Mein Herz ist wach, mein Schritt ist Traum,  
Schon grüsst das graue Giebeldach.

Die Nelken duften süß und schwer,  
Und eine liebe Laute singt,  
Der Brunnen, der im Hofe rauscht,  
Der Brunnen, der im Hofe klingt.

Geranien blühen im Fensterbrett,  
Die Schwalben letzen ihre Brut.  
Der alte, treue Kindergott  
Hält alles treu in seiner Hut.

Kann der Sinn für die Unverletzlichkeit eines reifenden Kornfeldes, die beinahe schwärmerische Achtung vor jeder einzelnen bei der Erntearbeit abgebrochenen Ähre je in einem Menschen tiefer verwurzelt gewesen sein, als das bei meinem Vater der Fall war? Ich glaube es kaum. Er war als Bauer in vielen Dingen unpraktisch, nicht geschickt, die höchsten Erträge herauszubringen. Aber was einmal da war, was Baum und Trift, Weinberg und Ackerzelge geschenkt hatten, das war heiliges Gut. Die Missachtung auch der allergeringsten Gottesgabe bedeutete in seinen Augen sündhafte Schändung.

Das war auch der tiefere Grund dafür, dass sich auf unserem Heimwesen die Sichel noch einige Sommer hindurch hartnäckig behauptete, während bereits die meisten Landwirte der Gegend ihr Getreide mit der Sense niederlegten. Die Dreschmaschine hatte diese Neuerung besonders begünstigt; es kam nicht mehr wie beim Flegeldreschen darauf an, ob die Garben geschlachtet und sauber, fast wie gekämmt

auf den Wagen und in die Tenne kamen: die Maschine schlang und entkörnte sie doch.

Das Fruchtschneiden mit der Sichel war eine zeitraubende und insbesondere wegen des ewigen Bückens mühselige Arbeit; doch der Vater stellte darauf ab, dass seine Eltern und Voreltern dabei auch alt geworden seien. «Mit der neumodigen Sauerei soll man mir überhaupt nicht kommen», das war immer sein letztes Wort. «Was habe ich für einen Genuss von einem schönen Kornacker, wenn ich mir denken muss, die Hälfte der Ähren werde mit den Schuhen zerstampft und nachher untergeackert?» Item, es wurde geschnitten und nicht gemäht. Die andern mochten es halten nach ihrem Gutfinden.

Solang man sozusagen von nichts anderem wusste, solange das verlockende Beispiel nicht zu sehr in die Nähe kam, ging es noch an. Unser kleiner, treu verbündeter Schnitterharst rückte damals gewiss nie gedrückt und unfroh mit den frisch gedengelten Sicheln aus. Vom Beispiel und Zuspruch der unermüdlichen Mutter angesteckt, von ihrem Lob und Tadel angefeuert oder beschämt, trieben wir in schneckenlangsamem, aber auch schnecken-nachdrücklichem Vorrücken einen «Jaa» (Weg) nach dem andern in den dichten Halmenwald vor, bis der Acker sich endlich vor der unablässigen Mühewerbung ergeben musste. Von Geringachten des eigenen Vollbringens keine Spur. Noch war des Schnitters treues Werken sowie dessen altgeheiligt Symbol von einem goldenen Schein umflossen. Zwar brachte der Siegeszug der Sense diesen schönen Schein gemach zum Verblässen, und das neue Wesen machte auch an den Grenzen unseres Bannes keineswegs Halt; doch mein Vater hielt auf dem bedrohten Posten unerschüttert stand. Wir fanden das auch selbstverständlich und recht, keines dachte vorläufig noch daran, dass es in absehbarer Zeit eine Änderung geben könnte. Als dann auch unser Nachbar Stoller am Sichelposten in seinem Geschirrschopf vorbeiging und nach der Sense langte, als er gleich am ersten Tag ein Weizenfeld in drei Stunden niederlegte, während sich nebenan auf einem wenig grösseren Acker unsere ganze Familie bis in den Abend hinein ablagen musste, wagten sich freilich einige rebellische Bemerkungen an die Oberfläche; sie fanden indes keinen starken Nachhall. «Der hört wieder auf, wie er angefangen hat», sagte der Vater siegesgewiss voraus.

Andern Tages kam für uns der stattliche Kornacker auf dem Rebenbuck an die Reihe, und zwar wagte sich unser fünfköpfiges Aufgebot allein an die Arbeit hin, denn der Vater musste einem auswärtigen Verwandten die letzte Ehre erweisen. Es war ein klarer Sommermorgen; die Sonne stand noch nicht hoch über dem Morgenwald, als wir dem sauern Tagwerk Aug in Aug gegenüberstanden. Auf dem Ährenmeer machte ein leiser Wind kleine zierliche Wellen. Die Mutter wetzte die letzte Sichel und sagte wie gewohnt ihren Spruch her:

I Gottsname ag'fange,  
Well Gott, dass mer gern hör'id!

Ich hatte den Sinn dieses Arbeitssegens lange nicht richtig auszudeuten gewusst; denn dass jemand beim Schaffen ungern aufhören könnte, das war mir nicht verständlich. Ich begriff erst, wie es gemeint war, als einmal im Nachbardorf ein Mann beim Heuladen rücklings vom Wagen fiel und das Genick brach.

Dass wir Kinder bei der Arbeit nicht griesgrämig und sauertöpfisch werden konnten, das brachte die Mutter ohne grosse Mühe fertig. Von Jugend auf mit jeder Bauernarbeit vertraut, vermochte sie auch jedem Tagwerk eine helle Seite abzugewinnen. Mit ihrem Schatz von gereimten und ungereimten Lebensweisheiten, Wetterregeln und alten Merkwörtern geizte sie nicht; sie wusste, dass ein Quintchen

Freude und ein Bröcklein Kurzweil das Bittere erträglich und das Erträgliche süß machen können.

Ein Süpplein ohne Salz,  
Ein Müslein ohne Schmalz,  
Eine Rebfrau mit saurem G' sicht,  
Bei denen dreien stimmt was nicht.

Nein, meine Mutter war keine von den Seufzerseelen, die immer mit dem Herrgott verzürnt sind. Sie wusste mit ihm umzugehen und anerkannte alles, was er nach ihrem Dafürhalten recht gemacht hatte. Ihr und unser Gesundsein galt ihr als Beweis dafür, dass Gott unsere Ureltern rein nur aus Gutmeinen aus dem Paradies hinausbugsiert habe, weil sie dort beim Nichtstun liederlich oder krank geworden wären.

Im Getreideschneiden hatte sie eine so unglaubliche Fertigkeit, dass wir ihr oft staunend zusehen mussten. Das ging wie gehext. Auch meinen zwei ältern Schwestern lief die Arbeit schon ziemlich gut aus der Hand, während mein Bruder und ich uns noch mehr in der Rolle des Lehrbuben bewegten. Wir mussten je und je einmal den Rücken grad machen oder einen aus Ungeschicklichkeit mit der Sichel verletzten Finger verbinden.

Beim Neunuhrimbiss auf dem Rasenbord unterm Schmalzapfelbaum stellte dann freilich jeder seinen Mann. Das war auch eines von den Gottgeschenken, für die sich die Mutter zu Lob und Dank verpflichtet fühlte: unsere immerwährende Bereitschaft, uns mit essbaren Dingen zu beschäftigen, wo und wann sie uns in greifbare Nähe rückten.

Es gibt Höhepunkte im Leben. Für mich wie auch für den übrigen Familiennachwuchs waren diese Höhepunkte um jene Zeit nicht zu dünn gesät, denn wir rechneten dazu einstimmig auch die auf freier Flur sich abspielende Verteilung der Zwischenmahlzeiten, die während der strengen Werkwochen von Heuet und Ernte ihren besonderen Reiz dadurch erhielten, dass zum hausgebackenen Brot jedes von uns als leckere Zugabe ein Scheibchen Magerkäse oder gar eine halbe Rosswurst bekam. Der im Baumschatten wartende Henkelkorb, mit einem Leinentüchlein verheissungsvoll zugedeckt, war jeweilen schon lange vor dem grossen Augenblick der Brennpunkt unserer Gedanken, der unweigerlich näher rückende Wunderstern, von dem sogar die Arbeit einen dünnen Strahl abbekam. Und heute war es der Mutter gelungen, unsere Erwartungsfreude mit ein paar vielsagenden und doch nichts verratenden Worten noch höher zu spannen. Ganz im Heimlichen hatte sie am frühen Morgen die ersten Apfelküchlein dieses Sommers gebacken. In der grossen braunen Schüssel wohlverwahrt, entstiegen sie noch warm der Tiefe des Korbes. Ja, nun wussten wir, warum sie in den letzten Tagen immer bemüht gewesen war, von den gefallenen Kornäpfeln die schönsten vor unsern Fressmäulern in Sicherheit zu bringen.

«Der Vater kommt heute in Nehrbach auch nicht an einen leeren Tisch, es ist keine Trauerleiche», brachte die freundliche Spenderin wie zur Entschuldigung vor. «Da habe ich mir gedacht, wir dürfen uns zur Abwechslung auch einmal etwas Herrenmässiges erlauben; besonders weil doch die letztjährige Frucht bis nach dem Emdet reicht. Es ist immer gut, wenn man den Garbenstock nicht zu früh anzehren und dazu das Mehl gleich von der Mühle weg verbacken muss.

Mühlewarm und ofenwarm.  
Macht die reichsten Bauern arm.»

Wir durften also mit gutem Gewissen ein bisschen schlemmen. Und wir taten es auch, bewusst und mit der Fähigkeit des Geniessens aufs Freundlichste begabt. Einträchtig waren wir der Meinung, dass die Küchlein da im Sommerland draussen noch «gäbiger» zu verschmausen seien als daheim am Tisch.

Nachdem das Mahl seiner besonderen Eignung gemäss etwas vorzeitig beendet war, gönnten wir uns noch ein kurzes Nachgenussweilchen auf unserem anmutig im Gelände gelegenen Flursitz. Die Gutwetteraussichten wurden kennerisch besprochen. Eine Hummel, die, über und über mit Milben behaftet, nicht mehr aus dem Gras aufzufliegen vermochte, ward gemäss mehrheitlichem Beschluss durch schnellen Erlösungstod aus ihrem Elend befreit. Im weitem wollte die Mutter dann wissen, was jedes von uns zuerst machen würde, wenn aus der Hälfte der heute abgeschnittenen Ähren in unserer Abwesenheit Goldstücke geworden wären. Unwillkürlich wandten wir uns alle um, ob das Wunder am Ende bereits geschehen sei. Nein, es war alles im alten. – Mein Bruder war zuerst mit Raten fertig. Er wollte eine grosse Sichel kaufen, mit der sich alles noch stehende Korn auf einmal abschneiden liesse; dann brauchten wir nicht mehr zu buckeln, sondern könnten den ganzen Tag hier im Schatten sitzen. Mein Wunsch war schon auf möglichere Dinge gerichtet: Mir musste eine grosse neue Scheune her mit bequemer Heueinfahrt; dazu zwei dicke braune Pferde, damit ich beim Ackern auch gemächlich neben dem Pfluge her-stapfen könne wie der Kaspar Strehlmann in Hannisgrüt. Von meinen Schwestern wollte die eine zur Eröffnung der Glückszeit ein Sofa in unsere Stube gestellt wissen, wie sie es im Kirchdorfer Pfarrhause gesehen; und die andere kaufte für die Mutter ein Seidenkleid, für sich selber ein neues Kirchengesangbuch mit einem Bild darin.

Unser Denken wurde unversehens auf ein anderes Gebiet gelenkt. Drüben in der Flachrüti begann Nachbar Steinemann mit dem Abmähen eines Fruchtackers. Die Mutter schüttelte verständnislos den Kopf. «So – der auch. Wenn das so fortgeht, so bleiben wir bald allein übrig und kommen aus der Mode.»

Wir wollten unsern Senf auch dazugeben, aber nun trat ein noch bedeutsameres Ereignis ein: Der Vetter Liederlich kam den Haselfussweg herauf. Er erkannte uns schon von weitem wie wir ihn. Sein steifes Hütchen lüftend, rief er aufgeräumt: «So, da bin ich ja auch einmal wieder! Ihr habt gewiss auf mich ge-planget wie die Katze aufs Habermus!»

Der Ankömmling war nicht *unser* Vetter, sondern derjenige des Nachbarn Steinmann; doch war er in der ganzen Gegend unter dem Namen Vetter Liederlich bekannt. Er hatte ihn selber geprägt, um damit den Übernamen «Nasen-Hofmann» aus der Welt zu schaffen, der ihm weniger gefiel und dem eigentlich auch jede Berechtigung abging, denn der Nasen-Hofmann besass eine Nase schlechterdings nicht. Er wollte sie in Algier verloren haben, wo er in jungen Jahren einmal der Fremdenlegion angehört hatte. Sie war ihm nach seiner Darstellung von einem Halb neger im Streit abgebissen worden, der dann freilich die seinige mitsamt dem Wollengrind dafür auch habe hergeben müssen.

Der Vetter Liederlich gab uns allen ohne Ausnahme die Hand. Er duftete ein wenig nach Schnaps; man konnte nicht ermitteln, ob der Geruch aus seinem Munde kam oder aus den augenfällig ins Kopfinnere einmündenden Nasenlöchern.

«Ihr habt also in Bewangen richtig auf mich gerechnet? Ja, das hätte ich mir ja denken können.» Mit diesen Worten setzte er sich kurzerhand neben uns aufs Rasenbördchen. «Mir sind halt wieder einmal die Klänge (*Geld*) ausgegangen», schwatzte er gut gelaunt weiter, «und da kommt allemal so ein Verlangen nach Vettern und Basen über mich. Es haut mich einfach zu ihnen hin, mein Herz wird teig wie eine Länglerbirne im Heu.»

«Habt Ihr denn in dieser strengen Jahreszeit, wo man landauf und landab schier die Nacht zum Tag machen muss, nie daran gedacht, ein paar Rappen zu verdienen?», sprach ihm die Mutter mit freundlichem Vorwurf zu. Er lächelte überlegen. «Jeder Mensch hat seine Maximen», sagte er. «Die Arbeit ist immer meine beste Freundin gewesen, und es heisst ja, man dürfe seine guten Freunde nicht überlaufen.» Jetzt machte die Mutter den Scherz, ihm eine Sichel hinzuhalten: «Da! Es hat uns etwas davon geschwam, dass wir vielleicht Hilfe bekommen würden. Wollt Ihr es nicht für ein paar Stunden probieren? Es wäre schon für die Kinder eine schöne Erinnerung, wenn sie Euch einmal könnten schaffen sehn.»

Der Nasen-Hofmann nahm die Sichel in die Hand und fuhr mit zwei Fingern prüfend über den Schnitt. «Meint Ihr etwa, ich habe nicht schon mit so einem Möbel gekrampft? Oha!» Er schien sich die Sache nun sogar ernstlich zu überlegen. Einen nicht sehr unternehmenden Blick über die stattliche Ackerzelge hinwerfend, seufzte er aufrichtig: «Wenn der Fetzen halt nur nicht so breit und so lang wäre.»

Dann stand er plötzlich auf, holte den Mailänder Wetzstein aus dem am Baumstamm lehrenden Futterfass und fing kunstgerecht zu wetzen an. «Jetzt wird wieder einmal gehaudert!», entschied er grossartig. «Ich kann nicht schaffen wie ein gewöhnlicher Mensch, ich kann bloss haudern. Aber die Arbeit muss mir halt in den Grind hinein passen.»

Er war der erste, der mit seiner Sichel in die Halme fuhr, und es zeigte sich bald, dass sein Prahlen nicht aus der Luft gegriffen war. Die Arbeit schien ihn kein bisschen anzustrengen; er unterhielt sich selber und uns daneben mit allerlei Schnurren und kleinen Tippelbrudergeschichten. Unter anderem erzählte er offenherzig, wie er vor ein paar Tagen beim Fechten in einem Bauernhaus eine Uhr „abgehängt“ und wie ihm nachher die Vernunft geraten habe, in einem Hölzlein aufzupassen, bis die Leute zur Feldarbeit ausgerückt waren. «Habt ihr eine Ahnung von dem, was weiter gegangen ist?», hiess er uns raten. «Ich sage euch, das würden drei Professoren in einem Jahr nicht herausbringen: Ich bin durchs Küchenfenster wieder in die Hütte hineingeschloffen und habe die Uhr an ihren alten Platz getan. Ja, so ein dummer Kaib bin ich gewesen. Aber ich bin halt in Gottes Namen zu einem ehrlichen Lebenswandel verknurrt; ich darf nichts Einträgliches anstellen, weil mich die Schuggerei (*Polizei*) meiner dummen Nase wegen schon am andern Tag auflesen würde. An meiner Redlichkeit braucht also sozusagen kein Mensch zu zweifeln. Aber dem verdammten Halbneger wollte ich immerhin noch in seinem Grabloch die Fingernägel auszwicken.»

«Etwas ganz Feines habe ich aber gestern gemacht», fuhr er nach einer Weile mit erhöhtem Selbstgefühl zu erzählen fort. «Gestern hab' ich einen grünen Schugger so lange gefuxt, bis er mich hat laufen lassen. Er hat mich nämlich wegen Mittellosigkeit und Umschauens auf den Schub tun wollen. Als ob ich dann nicht das ganze Jahr auf dem Schub sein müsste! Es ist ja hübsch, wenn man gratis in einem besonderen Bahnzugzimmerchen nach dem Heimatkaff fahren kann, aber mir kommt es halt immer verdammt unangenehm vor, schon weil es der Frau unseres Gemeindepräsidenten auch unangenehm vorkommt; denn ich habe die früher gekannt als ihr Mann. – Was habe ich zu dem Schugger gesagt? „Sie, Herr Wachtmeister, wenn Sie nur wüssten, was ich für ein Mitleid habe mit Ihregleichen. Ein Landjäger möchte ich um alles in der Welt nicht sein. Ist es Ihnen nicht auch schon aufgefallen, dass sich der ausgejagteste Vagabund schämt, neben Ihnen zu gehen?“ Hat mir der gute dumme Teufel einen halben Franken gegeben und hat mich auf der Strasse stehen lassen.»

Das Brünlein seiner Rede floss nach und nach spärlicher; in gleichem Masse schien auch die Arbeit ihren Reiz für unsern Helfer eingebüsst zu haben. Die Ruhepausen

wurden immer häufiger; er rankte und reckte sich wiederholt unter schwerem Ächzen. Und auf einmal warf er seine Sichel in weitem Bogen auf die Güterstrasse hinüber. «Soll mich der Gugger (*Kuckuck*) holen, wenn ich so ein Instrument noch ein einziges Mal in die Hand nehme!», schwor er sich grimmig. «Lieber wollte ich ohne Fleppen (*Ausweispapiere*) und Tritte (*Schuhe*) nach Sibirien tippeln, als dass ich mich noch zwei Minuten lang bei gesunder Vernunft mit dieser blödsinnigen Büz abgeben würde.»

Er ging von uns weg, setzte sich auf der andern Seite der schmalen Karrstrasse ins Gras und schaute uns eine Weile stillschweigend bei der Arbeit zu. «Ihr armen Sünder, was habt ihr für eine Busse!», fing er dann in herzlich bedauerndem Tone an. «Aber ihr erbarmt mich nicht, ihr könntet es ja besser haben. Ich bin gestern sechs Stunden weit gewalzt, glaubt ihr, ich hätte irgendwo so eine verjährte Bucklerei angetroffen? Seht ihr denn nicht, dass sogar mein Vetter Steinmann den Zopf abgesägt hat? Und der ist doch auch noch beim alten Geld auf die Welt gekommen. Wollt ihr eigentlich in den Kalender hinein?»

Die Mutter, ohne von der Arbeit aufzusehen, gab kleinlaut zu, dass er nicht so ganz im Unrecht sei. Einmal müsse es ja schon eine Änderung geben; aber dies Jahr würden wir uns eben noch schicken müssen.

Jetzt stand der Vetter Liederlich unversehens neben mir am Ackerrand. «Bub – hol mir eine Sägiss (*Sense*) und einen Most! Ich will den ganzen Blast bis am Abend allein abhauen!» Hierauf wendete er sich an die Mutter. «Jetzt bin ich aufgelegt, und wenn ich aufgelegt bin, darf man mir nicht vor dem Schaffen sein! Ich nehme ja alles auf mich, ich will eurem Herrn Mann dann die Meinung schon sagen! Ich bin weiter herumgekommen als er.»

Die Mutter war nun doch nachdenklich geworden. Sie sah nach dem Rütifeld hinüber, wo unser Nachbar in gemächlichem Mähen schon nahezu den dritten Teil seines kleinen Fruchtgeviertes zur Strecke gebracht hatte.

Vielleicht gab meine Schwester Susanne jetzt den Ausschlag, indem sie im richtigen Augenblick die schüchterne Mitteilung vorbrachte, sie habe gestern Abend in Stollers Pünt mit einer kleinen sechsundzwanziger Sense fast eine halbe Stunde lang Weizen gemäht, ohne nur ein bisschen müde zu werden.

So oder so – es gab einsmals einen Knax: Meine Mutter legte die Sichel hin und schritt entschlossenen Ganges dem Hausacker entlang nach dem Hof hinab. Nach einer schwachen Viertelstunde kam sie mit dem Mostkrug und mit drei Sensen zurück; eine davon, die kleinste, hatte sie für Susanna bei Stollers entlehnt. Der Vetter Liederlich war jetzt wieder ganz Arbeits- und Unternehmungswille. Nachdem er einen ausgiebigen Trunk getan, legte er sich tüchtig ins Geschirr. Er beharrte darauf, das müsse man unbedingt in die Hauschronik schreiben, wie er auf unserem Heimetli die Sichel mit der Sägiss vertrieben. Übrigens wollte er die Umwälzung in der Landwirtschaft schon als fünfjähriges Knäblein vorausgesehen haben.

Mutter und Schwester mähten auch bereits ganz wacker. Wie herrlich kam man da vorwärts im Vergleich zur vorherigen Schneckenarbeit! Eine Rückkehr mochte man sich schon gar nicht mehr ausdenken. Und die Sonne sah im schönsten Einverständnis vom klaren Erntehimmel auf unser aufrührerisches Tun herab. Sie dachte nicht von weitem daran, sich zu verfinstern, bewahre! Sie schien eher zu sagen: «Haut zu, so sehe ich's gern! Wenn ich scheine, so meine ich damit: Es muss etwas gehen auf der Welt! Es muss Gras und Kraut aus dem Boden! Korn muss in die Scheuern! Haut zu!»

Die Mutter schien es auch so auszulegen, sie war schon ganz beherzt und guter Dinge. Es fiel ihr der Spruch ein:

Wenn's dem Esel zu wohl wird,

So geht er aufs Eis,  
Wenn die Katz aus dem Haus ist,  
So tanzen die Mäus.

Während die drei mähten, nahmen wir andern die Mahden auf und breiteten das Korn mit aller Sorgfalt aus. Jede gefallene Ähre, jedes Fäslein wurde zu Ehren gezogen, damit die Sache ja kein zu übles Ende nehme. Und doch musste ich mich immer wieder einmal plötzlich umsehen, ob der Vater nicht auf den Acker zugelaufen komme, obschon ich wusste, dass wir vor einer solchen Überraschung sicher waren. Diesmal klappte der Nasen-Hofmann nicht so bald zusammen, wie er es als Schnitter getan. «Wenn ich schaffe, so haudere ich», wiederholte er, «aber die Arbeit muss mir in den Grind passen.»

Schon um die Mittagszeit war nahezu die Hälfte des Feldes von der Sense besiegt, wogegen wir freilich mit dem Ausbreiten der Frucht schon wegen des Ährenlesens ziemlich langsam hinterdrein kamen. Nach ausgiebiger Rast und Stärkung zogen wir neuerdings los. Der Nasen-Hofmann musste jetzt nach immer kürzeren Zwischenpausen mit Most befeuchtet werden, damit es ihm nicht «die Scharniere angreife», wie das in seiner Sprache hiess. So hatte er vorzeitig eine kleine Bescherung weg und liess sich von den Mäherinnen ins Hintertreffen setzen. Während uns diese dann nach erfolgtem Niederlegen des Getreides beim Ausbreiten mithalfen, bis alles bewältigt war, lag er schnarchend neben den abgedankten Sicheln im Baumschatten. Diese blickten ihn böse und feindselig an, ich hätte mich nicht verwundert, wenn sie plötzlich über ihn hergefallen wären.

Auf dem Heimweg hatte er es dann wieder sehr hoch im Kopf. «Jetzt werde ich beim Vetter Steinmann eine geschlagene Woche lang schaffen, dass mir die Rippen krachen und ihr mit Zusehen kaum nachfolgen könnt! Jetzt fange ich einmal anders an!», prahlte er mit Mund und Händen. Und fast im gleichen Augenblick munkelte er wehleidig vor sich hin: «Wenn ich eine Mutter gehabt hätte, so wäre vielleicht auch nicht so ein aller Welt verleideter Glünggi aus mir geworden.»

Der Vater war zum Abendessen noch nicht da. Wie immer musste eines der Kinder das Tischgebet sprechen; die Reihe war an meiner Schwester Bertha. «Sag das von der Henne auf», bat und befahl die Mutter. Wir sprachen in der Regel nicht eigentliche Gebete vor dem Essen, sondern kleine Gedichte aus zierlichen Spruchbüchlein, die uns eine fromme Tante geschenkt. Der Vetter legte seine Hände auch ineinander und hörte die paar Strophen andächtig mit an:

Einst sah ich eine Henne sitzen  
Und unter ihren Flügeln war,  
Um sie vor Fährlichkeit zu schützen,  
Gelagert rund der Küchlein Schar.  
Da dacht' ich: O so schön geborgen  
Ist Kinderglück im Lebensmorgen.  
Einst wies ein Bildstock mir die Märe  
Vom Pelikane, wie mich deucht,  
Der, allem Zweifelsinn zur Lehre  
Sein Herzblut seinen Jungen reicht.  
Da dacht' ich, als ich dies gesehen:  
Die Welt ist wert noch, zu bestehen.

Einst sah ich auch ein Mägdelein ziehen,  
Die trug ein Lämmchen auf dem Arm;  
Sie pflegte es mit zartem Mühen,

Es lag an ihrem Herzen warm.  
Da dacht' ich: Wie kann ohne Härmen  
Sich Liebe doch an Liebe wärmen!

Wir wollten zu essen anfangen, doch unser Gast liess uns nicht gleich dazu kommen. Von seinem Elend plötzlich überwältigt, bedeckte er das Gesicht mit den Händen und weinte und schluchzte wie ein kleines Kind. Es war ein trauriger Anblick. Die Mutter wollte dem armen Mann zureden, aber er wehrte ab. Nachdem er sich wieder etwas beruhigt und das Gesicht mit dem Schnupftuch trockengerieben hatte, stand er auf. Er wollte jetzt zum Vetter Steinmann hinüber, der hätte es sonst ungern, brachte er kleinlaut vor. Die Mutter bat ihn, er möge doch noch etwas zu Abend essen, doch er war nicht zu bewegen. Da gab sie ihm zwei Franken, die er hastig einsteckte. Wie am Morgen gab er allen die Hand, doch nur so nebenbei, er war mit seinen Gedanken bereits anderswo: im Wirtshaus zu Oberwiesen.

Nicht lange nach seinem Weggehen kam der Vater heim. Er wusste bereits, was geschehen war: Der Vetter Liederlich hatte es ihm auf dem Wege erzählt. Er sagte nicht viel; er legte nur den Zylinder weg und ging dann gleich im schwarzen Kleid nach dem Acker hinauf. «Es ist recht», sagte er beim Zurückkommen. «Nach dem, was der Schnorri gemault hat, habe ich es mir viel böser vorgestellt. Und auf der Reise habe ich allerdings auch manches gesehen. Es ist jetzt halt, wie' s ist, man wird in den sauren Apfel beissen müssen. Ich hätte es sowieso morgen auch mit der Sägiss probiert.»

So waren wir also von unserer grossen Sorge glücklich befreit, der denkwürdige Tag nahm ein gutes Ende. In der Nacht hatte ich einen sonderbaren Traum: Ich stand auf unserem heutigen Arbeitsfeld und sah zu, wie alles abgemähte Korn wieder aufstand und Halm für Halm an seinen Platz zurückging. Auf dem Ährenmeer machte ein leiser Wind kleine zierliche Wellen. Meine Mutter wetzte die Sichel neben mir und sagte:

E Gottsname ag'fange,  
Well Gott, dass mer gern hörüd.